

71

3/2012

CHF 19.- € 12.-

www.entwuerfe.ch

entwürfe

Zeitschrift für Literatur

Demo

Fritz Göttler
Necati Öziri
Leif Randt
Astrid Schäfer
Doris Wirth
Daniel Zahno
u.a.

Foto: Corinne Englert,
Isabel Morgen und Cora Piantoni

Astrid Schäfer, *1979, Studium in England und Deutschland (Literatur, Wirtschaftswissenschaft), lebt nach mehreren Jahren in Brüssel und London wieder in Deutschland und schreibt auch wieder auf Deutsch, arbeitet als freiberufliche Übersetzerin in Düsseldorf, Veröffentlichungen in Süddeutsche Zeitung (Essaypreis von jetzt.de), Transmission Magazine.

Astrid Schäfer

Das weiße Band

Er wollte, unbedingt, sie hätte ihn nicht davon abhalten können. Wenn er sich etwas in den Kopf setzte, und wenn dann auch noch das Wetter mitspielte wie gestern: Es war nicht warm gewesen, auch nicht kalt und die vorhergegangenen, trockenen Tage hatten seinen Knochen so gut getan, dass er sitzen konnte, stehen konnte, gehen konnte. Und er wollte gehen und sie hatte sich noch gefreut, hatte geglaubt, es würde ein Spaziergang.

Hätte es geregnet – er hätte sich nicht einmal im Bett aufsetzen können, vielleicht gegen Abend, wenn es warm geworden wäre in der Wohnung. Sie hätte den Fernseher ins Schlafzimmer geschoben und während er hineinsah, hätte sie aus dem Fenster geschaut, den Regen beobachtet und die Nachbarin von gegenüber, die ständig putzte. Seine Wut wäre gegen die Glasscheibe geschwappt, hätte sich aufgeschaukelt und spätestens bei den Nachrichten, wenn sie die Demonstration gezeigt hätten, hätte auch sie etwas abbekommen. Er hätte geschrien und seine Suppe auf ihre Bettdecke gespuckt, damit sie ihn allein ließ. Und sie hätte sich schließlich im Zimmer der Jungen ihr Bett gemacht. Es wäre eine furchtbare Nacht geworden, sie konnte nicht allein schlafen, die Einsamkeit kroch in ihre Träume wie eine Kälte, gegen die keine Decke half. Und heute Morgen wäre sie zähneklappernd erwacht, allein – aber nicht so allein, dachte sie, nicht so.

Gestern war er noch marschiert. Kerzengerade, als wäre er Soldat gewesen. Dabei hatten sie ihn aussortiert, seiner steifen Knochen wegen, und der Krieg war für ihn bloß ein entferntes Grollen gewesen, dass er, unter der Kellertreppe schlafend, im Traum Gewitter schuf. Wie sie ihn bewundert hatte für seinen Schlaf. In der Nacht, in der sie ihre Schwester in der Dunkelheit verlor – der

Arm, der um ihre Schultern lag, war mit einemmal fort, das Blitzen der Augen erloschen – hatte sie sich neben ihn gelegt. Er war nicht aufgewacht. Auch nicht als das Licht anging und die Schreie angingen: Sie hatten ihre Schwester gefunden. Sie war vor Angst gestorben, einfach zusammengesackt, die Spuren ihrer Furcht zogen sich über das schmutzige Gesicht, so deutlich wie die Tränenstreifen.

Sein Gesicht dagegen war leer, der halbgeöffnete Mund hatte einen Ausdruck, den er im Leben nie gehabt hätte, der Körper wirkte eingefallen, als hätten sich die Knochen bereits aufgelöst. Von der Wut, die ihn sein Leben lang aufrecht gehalten hatte, steif und unbeweglich wie seine Knochen, fand sie keine Spuren. Er hatte sich leergeschrien und mit der Wut auch seinen Atem verloren, gestern schon. Sie hätte nichts tun können, das sagte auch der Arzt später.

Er war so schnell gegangen, dass sie nicht mit ihm Schritt halten konnte. Dann waren die schwarzgekleideten Gestalten mit ihren Plastikfratzen zwischen ihnen aufgetaucht. Sie sah seine karierte Kappe und seinen Rücken, seinen noch immer breiten Rücken mit den abgeschabten Lederschultern kleiner werden. Sie rief ihm nach, aber ihr Ruf ging unter in dem dumpfen Gelächter der Plastikfratzen.

Weitergehen war leichter als stehenzubleiben. Neben ihr ging ein zierliches, dunkles Mädchen mit einer Pauke, auch sie bewegte sich langsam. Sie hielt den Rücken durchgedrückt, die Pauke war sicher so schwer wie ein Kind, oder schwerer, und das Mädchen lächelte auch so selig. Vollkommen gleichmäßig schlug es mit ausholenden Bewegungen seinen Takt, das weiße Band an ihrem Handgelenk machte die dumpfe Tätigkeit elegant, der sanfte Rhythmus beruhigte wie ein fremder, sacht gegen die eigene Haut pochender Herzschlag. Die Langsamkeit und das glückselige Lächeln des Mädchens waren ansteckend, ein paar der Schwarzverhüllten schoben ihre Masken in den Nacken, die verschwitzten Gesichter, die zum Vorschein kamen, glänzten ebenso wie das Plastik, aber sie wirkten unendlich harmlos. Es waren Kinder, ihre Wut war keine siebzig Jahre alt und sie würde es auch nicht werden, sie schien bereits verfliegen. Auch wenn sie davon sprachen, Steine zu finden, um sie in die Schau- fenster zu werfen – sie spielten. Ihre Plakate sahen aus wie mit Fingerfarben bemalte Fenster von Kindergärten und die Sprüche darauf waren mit Blumen verziert. Von hinten wurden Luftschlangen geworfen, es war wie am Karneval, bloß ohne den schalen Biergeruch. Es gefiel ihr, obwohl sie allein war.

Kurz vor dem Bahnhof wurde der Zug gestoppt. Fünf wunderschöne, braune Pferde standen starr wie Statuen auf der Straße, die Polizisten auf ihren Rücken blickten über den Menschenzug hinweg wie über ein Feld aus Köpfen. Er stand, natürlich, direkt bei den Pferden und er redete auf einen der Polizis-

ten ein, bis der sich zu ihm hinunterbeugte. Erzählte er von Pferden? Von ihrem Hof? Der Polizist lauschte, ohne ihn anzusehen, geduldig nickend, wie man dem aufgeregten Gebrabbel von Kindern lauscht.

Sie versuchte, sich zu ihm durchzudrängen, aber als sie an die Schwarzgekleideten stieß, bildeten die eine Mauer. Sie hatten ihre Masken wieder übergestülpt und sie fing an, etwas zu schreien. Das dunkle Mädchen schlug ihre Pauke fester und schneller. Jemand stieß sie mit zwei Händen gegen die Schwarzen, der glatte Stoff stank nach kaltem Rauch und Schweiß, sie hustete, eine Fratze fuhr herum und sagte etwas, das sie nicht verstand. Wieder wurde sie nach vorn geschoben, ihre Füße hoben sich vom Boden, ihr rechter Schuh glitt von der Ferse und dann war er fort. Es fühlte sich an, als tauche ihr nur noch von dem dünnen schwarzen Strumpf geschützter Fuß in eisiges Wasser. Dass die Luft so kalt sein konnte zwischen tausend stampfenden Beinen. Und dass sie so etwas bemerken konnte, während ihr Körper, ihr winziger, zerbrechlicher Körper, in einem Pulk von fremden Körpern schwebte. Einen Augenblick später fühlte sie, warm wie etwas Lebendiges, Asphalt unter ihrem schuhlosen Fuß und dann stand sie mit beiden Beinen wieder fest auf der Straße.

«Geht's?», fragte eine junge Frau mit filzigen Haaren. Ohne ihre Antwort abzuwarten, hakte die Frau sich bei ihr unter und führte sie von der Straße auf den Gehsteig.

«Sind Sie allein hier?»

«Mit meinem Mann», sie blickte zu den Pferden, aber sie sah die Kappe nicht mehr.

«Das löst sich hier gleich auf», sagte die Frau, «und dann finden Sie ihn wieder.» Sie schob sich zurück ins Gedränge, eine Faust erhob. Auch sie hatte ein weißes Band um ihr Handgelenk gebunden. Immer mehr Hände mit weißen Bändern an den Gelenken streckten sich in die Luft und immer mehr Stimmen fielen in den Schrei der schwarzen Gestalten ein, verschmolzen zu einem einstimmigen Ruf, einer einzigen geschlechtslosen, körperlosen Stimme, die alle anderen in sich aufnahm. Es klang unmenschlich, aber es berührte etwas in ihr, das sich noch nie geregt hatte und doch stark genug war, ihren Mund zu öffnen und auch sie zum Schreien zu bringen. Dabei verstand sie die Worte nicht einmal, sie formte bloß die Laute nach, wie ein Kind, das sprechen lernt. «Ooh, uuh, ei, ooh, uuh, ei...» Ein Kind, das schreien lernt. Wie befreiend es war, sie konnte sich nicht erinnern, je so geschrien zu haben.

Von weither drang Hufgeklapper zu ihr. Die Polizisten gaben die Straße frei, ihre Pferde hoben die hübschen, schmalen Köpfe, die Ohren standen vollkommen still, taub für die sinnlosen Laute dieser Masse kleiner, völlig ungefährlicher Tiere, die sich zwischen ihnen hindurchschob.

Die Gleichgültigkeit der Pferde dämpfte die Stimmung der Menschen. Der Schrei zerfiel, auch sie schwieg, als sie an den Pferden vorüberging. Es waren wirklich schöne Tiere, schöner als die, die sie auf dem Hof gehabt hatten. Vereinzelt Stimmen kamen noch von hinten, zuletzt war nur noch eine übrig. Seine. Sie erkannte am Klang, dass er glühte vor Wut, wenn er so brüllt, darf man ihm nicht zu nahe kommen, hoffentlich ist kein Polizist mehr in seiner Nähe, so zu schreien ist doch sicher verboten. Sie blickte sich um, er war groß, sie hätte seine karierte Kappe sehen müssen, und sein leuchtendes Gesicht darunter, rot oder sogar schon weiß. Vielleicht hatte er die Kappe aber auch abgenommen, weil sie ihm zu eng geworden war.

Sie ging zurück. Gegen den Strom war es noch leichter, obwohl sie nur einen Schuh trug und achtgeben musste, mit dem bestrumpften Fuß nicht auf eine der glimmenden Zigarettenskippen zu treten, die wie Konfetti die Straße bedeckten. Die gutgelaunten Kinder sahen ihr irritiert nach, sie spürte die Blicke und musste lächeln. Als junge Frau hatte sie sich oft gewünscht, endlich alt zu sein, eine schrullige Alte, die sich alles erlaubt und alles vergisst, was sie nicht wissen will. Dass sie so alt werden könnte, dass sie ihre eigenen Wünsche vergaß, hatte sie nicht erwartet.

Er stand mit einem hübschen Jungen in einem Hauseingang und sie blickten erschrocken auf, als sie kam. Er hatte sich alle Farbe aus dem Gesicht geschrien, selbst seine Lippen waren blutleer, über seine Stirn zog sich ein roter Striemen vom Bündchen der Kappe und er hielt seinen linken Arm mit der rechten Hand fest an sich gedrückt, als hätte er sich schon wieder am verfluchten Klavier den Musikknochen gestoßen. Er verzog den Mund, als er sie sah, und in seinen Augen flackerte die Wut wieder auf: «Da, da ist meine Frau, die hat noch den Krieg miterlebt, die hat Bomben abbekommen, die hat ihre Schwester sterben sehen, die kann ihnen erzählen, was passiert, wenn die Demokratie flöten geht.»

Der Junge streckte ihr etwas entgegen, sie zuckte zurück, weil sie es für eine Faust hielt. Dann erkannte sie, dass es ein Mikrofon war. Der Junge war ein Radioreporter. Sie lächelte mit zusammengebissenen Lippen, schüttelte den Kopf.

«Ich kann ihnen noch was sagen», er stieß den Jungen an, «ich war noch nie auf einer Demonstration, ich bin keiner von diesen Beschwerdemeiern, ich hab immer meine Arbeit gemacht, nichts mit Gewerkschaft am Hut gehabt. Aber jetzt reicht es. Wir haben die Demokratie nicht wieder aufgebaut, damit die sie verkaufen.»

Wieder verzog er den Mund, er schien Schmerzen zu haben, versuchte aber, das dem Jungen nicht zu zeigen, der ihm so aufmerksam zuhörte, wie ihre

Jungen das nie getan hatten. Er stellte sogar Fragen: «Ich sehe gerade, Sie tragen auch das weiße Band, das hier so viele tragen. Was hat es damit auf sich?»

Erst jetzt bemerkte sie den schmutzig weißen Streifen an seinem linken Handgelenk, er sah aus wie ein Verband.

«Das haben mir die jungen Leute hier geschenkt. Das ist eine ganz alte, römische Sache. Es hat mal jemand einem Cäsar vorgeschlagen, alle Sklaven sollten weiße Armbänder haben, damit man sie besser erkennen kann. Aber der Cäsar war nicht blöd, der hat gewusst, was für eine schlechte Idee das ist. Weil dann die Sklaven nämlich sehen würden, wie viele sie sind!»

Er streckte seinen Arm in die Luft, der Schmerz darin schien verfliegen. Der Junge lachte in sein Mikrofon, es war nicht zu hören, ob es Spott oder Bewunderung war. Dann schaltete er den Rekorder aus, den er um die Hüften trug, und verabschiedete sich. «Wenn Sie es sich anhören wollen, es kommt morgen früh zwischen neun und zehn.»

Sie wollte ein Taxi nehmen, sie hatte genug Geld dabei, und ihr fehlte ein Schuh. Aber er wollte zu Fuß gehen, es ging ihm noch immer gut, viel zu gut, um Mercedes zu fahren. Und dann grinste er und holte aus seiner Lederjacke ihren Schuh. Seine Knie krachten, als er sich bückte, um ihr hineinzuhelfen. Sie liefen Hand in Hand, sein Daumen streichelte über ihren Ehering, das hatte er kurz nach ihrer Hochzeit immer gemacht, mein kleines Glück, hatte er dazu gesagt. Es hatte sie gestört, war ihr zu klein geworden, dieses Glück, wie der Hof. Jetzt gefiel es ihr wieder. Vielleicht weil die Zeit in der Stadt sie auf die rechte Größe für das Glück geschrumpft hatte. Sie hob die ineinandergefalteten Hände an ihren Mund und wollte seinen Handrücken küssen. Das weiße Band ließ sie innehalten. «Komm, ich mach dir das ab.»

«Lass», er machte sich los und drückte seinen Arm wieder an sich.

«Du bist doch kein Sklave», sagte sie.

«Natürlich bin ich das, wir sind alle Sklaven.»

«Ich nicht.»

Er lachte. «Niemand ist mehr Sklave, als der sich für frei hält, ohne es zu sein.»

Das hatte sie auch gelesen, es hatte auf einem der Plakate gestanden und es hatte sie traurig gemacht. Es war ein Gedanke wie ein Sarg, man kam nicht heraus. Niemand schien sich für freier zu halten als die jungen Leute mit ihren Luftschnangen, ihren Pauken, ihren Plastikmasken und ihrer einstimmigen, schnell verfliegenen Wut. Das hieß, niemand war mehr Sklave als sie. Was diese weißen Armbänder auch zugaben. Aber warum hielten sie sie hoch, als wären sie stolz darauf? Konnten sie sie nicht einfach abschneiden und versuchen, frei zu sein? Sie verstand einfach nicht, was sie wollten. Obwohl sie alle Plakate gelesen hatte.

«Natürlich nicht», sagte er, «du hast ja immer nur Wünsche, die sich erfüllen lassen.» Den Rest des Wegs gingen sie schweigend.

Nach dem Abendbrot sahen sie in den Nachrichten Bilder von der Demonstration und zum ersten Mal seit langem nickte er zufrieden dem Fernseher zu, seine Wut war aufgebraucht, und bevor der erste Mord geschah, schlief er in seinem Sessel. Auch sie war müde, ihre Fußsohlen brannten und ihre Kehle war trocken vom Schreien. Sie ließ ihn vor dem flackernden Fernseher sitzen und ging zu Bett.

Die Einsamkeit weckte sie kurz vor Mitternacht. Er saß noch immer auf dem Sessel, aber er war wach und als sie hereinkam, rief er heiser: «Endlich! Ich wusste schon gar nicht mehr, wo ich bin.»

Sie half ihm ins Bett. Er legte seinen Kopf auf ihre Brust und wenig später spürte sie warmen Speichel in ihr Nachthemd sickern und dann schlief auch sie.

Als sie zum zweiten Mal erwachte, war es fast neun. Diesmal war die Einsamkeit so kalt, dass ihre Zähne aufeinanderschlugen. Sie wusste, dass er tot war, bevor sie sich zu ihm umdrehte. Seine Haut färbte sich bereits gelb, als es ihr gelang aufzustehen.

Sie ging in die Küche, rief den Arzt an und dann die Jungen und ihre Hände, von der Gewohnheit übermannt, setzten den Kessel auf den Herd und schalteten das Radio an. Erst als seine wütende Stimme erklang, hielten sie inne. Sie stellte das Radio ab und ging zu ihm.

Als junge Frau hatte sie sich oft vorgestellt, wie sie ihn eines Tages waschen würde, der letzte Liebesdienst, bevor sie eine verrückte Alte wurde, die sich um niemanden mehr scherte. Unter seinen Schultern sammelte sich bereits das nutzlose, bläuliche Blut, sein Mund stand einen Spalt weit auf und ließ sich nicht mehr schließen. Ihr schauderte, die gelbe Haut fühlte sich wie Plastik an.

Aber das Band, dachte sie, wenigstens das muss ich abmachen, bevor der Arzt kommt, bevor die Jungen das sehen. Er ist doch kein Sklave gewesen. Sie nahm die Nagelschere aus ihrem Nachttisch und wollte es durchschneiden, aber es gelang ihr nicht. Als die Jungen mit dem Arzt kamen, saß sie auf der Bettkante, streichelte das weiße Band und wünschte sich noch immer inständig, es hätte Regen gegeben.